

## Das Leben als exzentrische Bahn und die Be-Deutung seiner Krisen

Die Krise hatte sich angekündigt, ohne in ihrem Ausmaß erahnt geschweige denn in ihrer Be-Deutung schon verstanden worden zu sein.

Wir schreiben den 22. Juli 2020. Der Ort : das kleine Café am Eingang des Alten St. Matthäus-Kirchhofs in Schöneberg, Berlin. Der Friedhof bildet eine Sehenswürdigkeit (von der Atmosphäre her und im Hinblick auf die hier Begrabenen ganz unterschiedlicher Couleur : von Hedwig Dohm, der Frauenrechtlerin, über die Brüder Grimm bis hin zu Rio Reiser), und auch das Café ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Sehenswürdigkeit; des Sehens würdig ist das ganze Ambiente, belassen offensichtlich im Stil und Zustand der 50er Jahre. Da ist nichts verändert oder herausgeputzt worden, es atmet Authentizität.

Es ist ein schöner, warmer Sommertag, als Stephan, mein ehemaliger Schüler, jetziger Freund und unentbehrlicher Gesprächspartner, und ich uns hier treffen, um die lockere Reihe unserer Gespräche (er lebt in Falkensee bei Berlin, ich im Rheinland) fortzusetzen. Stephan hat sich lange Jahre speziell in das Werk Kants vertieft, ich kann vom Deutschen Idealismus (und hier besonders von Schiller und Hölderlin) nicht lassen. Diese Unterschiede in der Ausrichtung können über unsere Gemeinsamkeiten nicht hinwegtäuschen, denn wir verstehen uns beide als „vagabundierende Denker“, einer von Foucault stammenden Kennzeichnung für ein offenes Denken, das bemüht ist, so viele Einflüsse wie möglich von außen aufzunehmen und weiterzuverarbeiten. Irgendwann im Jahre 2008 fiel unter uns dieser Begriff in der U-Bahn Linie 7, und ihm wir fühlen uns bis heute verpflichtet.

Vor Jahresfrist haben wir uns vorgenommen, uns mit dem umfangreichen Buch „Die eigene Rede des andern“ von Roland Reuß, dem Herausgeber der brillanten Brandenburger Ausgabe der Werke von Heinrich Kleist, auseinanderzusetzen; Thema ist eine Gedankenfigur im Werk Hölderlins, und zwar des späten Hölderlin, dessen Ausführungen bekanntlich ziemlich hermetisch verschlossen sind. Stephan hat auf diese Weise wieder einen näheren Kontakt zum Werk Hölderlins bekommen, und so wundert es nicht, dass das heutige Gespräch sich mit ihm beschäftigt, um ihn kreist.

Ansatzpunkt sind die Vorreden zu den verschiedenen Hyperion-Stufen. Für unser Gespräch wesentlich sind die beiden zum Thalia-Fragment und zur vorletzten Fassung. Blickt Hölderlin auf das menschliche Leben, so sieht er es markiert durch *zwei Ideale unseres Daseins* und zugleich in steter Entwicklung begriffen durch die Figur der exzentrischen Bahn. Diese symbolisiert das Bild einer lebenslangen Auseinandersetzung eines jeden mit seinen Möglichkeiten.

Ein Ideal ist ein Vollkommenheitsmuster, das man auf dem empirischen Weg der Erfahrung vergeblich suchen wird. Ideale sind, um mit Günter Eich zu sprechen, „trigonometrische Punkte“, wie man sie bei der Landvermessung einsetzt, um sich an ihnen orientieren zu können. Ein solcher idealer Punkt wird von Hölderlin als „Zustand der höchsten Einfalt“ an den Anfang der menschlichen Existenz gesetzt (besser, um den Charakter der Idealität zu wahren, ihm voraus-gesetzt). Das erinnert an Rousseaus „Naturzustand“, der ebenfalls bloß hypothetischen Charakters ist, und so spricht Hölderlin, ihn versuchsweise beschreibend, davon, dass wir in ihm *durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun*, zusammenstimmen. Dieses Ideal entbehrt jeglicher Selbst-Bestimmung, die uns Menschen eigentlich ausmacht in unserer Entwicklung zu einem (selbst) bewussten Wesen. Diese Entwicklung (in welcher Form und differenzierter Ausprägung auch immer) ist unhintergebar. Sobald wir auf die Welt kommen, beginnen wir wahrzunehmen und das Wahrgenommene (wenn auch zunächst in sehr ungestalteter Form) zu verarbeiten. Damit sind wir aus dem „Zentrum“ (dem Ideal der unbewussten Einheit) herausgefallen und bewegen uns

auf einer ex-zentrischen Bahn. Also sind wir schon von Geburt an aus dem „Zentrum“, das kein Bewusstsein kennt, herausgefallen, sind ex-zentrisch und bewegen uns zeitlebens immer weiter weg vom Zentrum.

Diese so geprägte Bahn führt (idealer Weise) zu einem „Zustand der höchsten Bildung“, der in unsrer Vor-Stellung geprägt ist *durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben imstande sind*. Der Terminus „höchsten“ ist zwar ein Superlativ, bleibt inhaltlich aber (zunächst) erstaunlich unbestimmt. Das liegt zum einen daran, dass wir es hier mit der bloßen Vorstellung eines Ideals zu tun haben; zum anderen ist dieser Superlativ (gerade auch in seiner inhaltlichen Ausrichtung) immer in Relation zu dem Individuum zu sehen, das sich dorthin ent-wickelt. So spricht Hölderlin auch in einer sehr offenen Formulierung vom menschlichen Ziel der *Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter*. Um zu verstehen, was es mit diesen *Dissonanzen* auf sich hat, sei eine längere Passage aus der sog. „Vorrede zur vorletzten Fassung“ zitiert :

*Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung.*

*Die selige Einheit des Seins, im einzigen Sinne des Worts, ist für uns verloren, und wir mußten es verlieren, wenn wir es erstreben, erringen sollten. Wir reißen uns los vom friedlichen (weil unbewussten) **Hen kai pan** der Welt, um es herzustellen, durch uns selbst. Wir sind zerfallen mit der Natur, und was einst, wie man glauben kann, eins war, widerstreitet sich jetzt, und Herrschaft und Knechtschaft wechselt auf beiden Seiten. (...)*

*Jenen ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt zu endigen, den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all unseres Strebens, wir mögen uns darüber verstehen oder nicht.*

*Aber weder unser Wissen noch unser Handeln gelangt in irgendeiner Periode des Daseins dahin, wo aller Widerstreit aufhört, wo alles eins ist; die bestimmte Linie vereinigt sich mit der unbestimmten nur in unendlicher Annäherung.*

Diese „Annäherung“ vergleicht Hölderlin in einem Brief an Schiller (4. September 1795) mit der *Annäherung des Quadrats zum Zirkel*, zu deren Realisierung eine *Unsterblichkeit* notwendig wäre. Wir Menschen aber sind endliche Wesen, und so kann unser Ziel nicht die „Vollkommenheit“ sein, sondern eben „nur“ die *Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter*. Dessen inhaltliche Bestimmung fällt individuell unterschiedlich aus, je nach Fortschreiten auf der exzentrischen Bahn. Der Terminus „Selbst-Bestimmung“ fordert eigenverantwortliche Bewegung auf eine immer weiter gehende Ausdifferenzierung unseres Bewusstseins hin, und „Verantwortung“ meint nach einem Wort Romano Guardinis, dass ich als um Verantwortung Bemühter so denken und handeln muss, dass ich selbst in die Antwort auf die Frage, was mit „Verantwortung“ gemeint sei, hineinkomme.

Mit dieser fortschreitenden Ausdifferenzierung meines Bewusstseins überschreite ich den unbewussten Anfangszustand der Einheit des „Hen kai pan“ auf eine i.o.a. Sinne ausdifferenzierte Einheit dessen hin, was als „Welt“ mir begegnet. Diese Einheit ist dann ein bewusst strukturiertes Eines in sich selbst Unterschiedenes, ein **Hen diapheron heauto**. Unser Weg auf der exzentrischen Bahn leistet damit nicht nur uns einen Dienst, sondern gibt dem zunächst unbewussten Sein der Welt eine bewusste Spiegelung seiner selbst (weshalb unter anderem die Romantiker sich selbst als „Priester des Seins“ verstanden). Da dieser Weg ‚dank‘ unserer Endlichkeit unabschließbar ist, zeigen die „Spiegelungen“ nicht das „Sein“ oder die „Natur“ selbst, sondern unseren je eigenen Erkenntnisstand, und von daher ist die Formulierung *in einem gewissen Charakter*“ gerechtfertigt. (Als Lehrer habe ich meinen Schülern, wenn sie die Formulierung „gewissen“ gebraucht haben, phrasenhaften Gebrauch der Sprache vorgeworfen; hier hat sie ihre Berechtigung, da es um nicht festlegbare, individuelle Unterschiede geht.)

Schauen wir uns die „exzentrische Bahn“ etwas näher an, so bemerken wir, dass sie aus vielen einzelnen „exzentrischen“ Bahnen besteht. Auf jeder wird ein altes Zentrum verlassen und ein neues, vermeintlich halt-bareres erarbeitet. Das Stichwort „halt“ zeigt an, dass wir Menschen offensichtlich solcher Halte-Stellen bedürfen, auf die wir meinen, uns verlassen zu können. Wir sehnen uns danach, auf diese Weise in der ewigen Bewegung einen Ruhepunkt zu finden. Das ist verständlich, aber ebenso verständlich ist, dass wir auf jeder Stufe unserer Entwicklung, auf jedem Haltepunkt, feststellen werden, dass er jeweils in einem defizienten Modus steht, dass es ein Darüberhinaus gibt, dass es, wenn wir bereit sind, uns zu bemühen (studere), eines Weiter-Gehens bedarf. Da wirkt eine zentrifugale Kraft in uns, die allerdings in der Folge durch eine zentripetale Kraft uns wieder nach einem Halt in einem Halte-Punkt suchen lässt. Das Wort „Punkt“ zeigt in Hinsicht auf die Bahn eine unzulässige Blick-Verengung. Dennoch wird mit Blick auf die eigene Befindlichkeit der eine oder andere seinen Haltepunkt nicht in dem Sinne als „unzulässig“ ansehen und dort lebenslang verweilen.

Letztere Einstellung ist „verständlich“, wenn man in Rechnung stellt, dass der „Verstand“ unser Medium für vor-schnelle, auf den momentanen Erfolg zielende Entscheidungen ist. Denkt man dem nach, findet man Erklärungen für diese Halt-ung : die Einsicht, dass wir auf diese Weise das uns zur Verfügung stehende Potential ohne Not vernachlässigen, ist dem Verstand gleich-gültig. Wer die Verarbeitung seiner Wahr-Nehmung auf die Ebene des Verstandes reduziert, weiß auch nichts davon, dass eine bessere Ausschöpfung des Potentials zu Ergebnissen führt, die uns gut tun, indem wir (wie im vagabundierenden Denken) unsere Hinsichten und Perspektiven erweitern.

Erweitern, transzendieren wir einen Halte-Punkt, so fühlt sich das zunächst wie ein Verlust an; wir sind enttäuscht. Gerade aber der Begriff „enttäuscht“ zeigt eine Ent-Täuschung an, das Ende einer Täuschung und den Auftrag, über eine neue exzentrische Bahn einen neuen, qualifizierteren Halt zu suchen. Zweifellos ist unser Bewusstsein in dem Moment in einer Krise, die man aber not-wendig durchschreiten muss, um zu ausdifferenzierteren Stadien unseres Bewusstsein zu kommen. Diese Art der Krisen-Bewältigung tut uns also offensichtlich gut.

Trotzdem zeigt die Erfahrung, dass in unserem Alltag der Begriff „Krise“ pejorativ konnotiert ist. Man stellt dabei ganz allgemein einen Verlust des „seelischen Gleichgewichts“ in Rechnung. Was auch immer darunter zu verstehen ist (der Terminus „Seele“ ist ebenso schwammig wie der des „Gleichgewichts“), einsichtig dürfte sein, dass ein Gleichgewicht, das auf einer Täuschung beruht, nicht nur labil, sondern schlicht und ergreifend gefährlich ist. Der „gesunde“ Menschenverstand, der darauf aufbaut, ist nicht gesund. Gesünder wäre es, ein kritisches Bewusstsein zu entwickeln und es allen Widrigkeiten zum Trotz beizubehalten. Grimms Wörterbuch unternimmt den Versuch einer Definition : Krise ist „die Entscheidung in einem Zustande, in der altes und neues, Krankheit und Gesundheit u.d. miteinander streiten“. Die Diktion dieser Definition legt die Zuordnung Altes / Krankheit und Neues / Gesundheit nahe. Das ist natürlich eine in dieser Form unzulässige Zuordnung, doch ist es (hoffentlich nicht nur dem vagabundierenden Denker) einsichtig, dass eine Erweiterung und Ausdifferenzierung des Bewusstseins „gesünder“ (im Sinne von erstrebenswerter) ist als ein Verharren auf veralteten, offensichtlich unzureichenden und damit nicht mehr vertretbaren Positionen.

Hierin sind wir, Stephan und ich, uns an diesem sonnigen Juli-Nachmittag einig. Das entspricht unserer Grundeinstellung des vagabundierenden Denkens. Wir erinnern uns eines anderen Gespräches, diesmal im Sommer 2012, in einem Café in der Knesebeck-Straße (das ich in meinem Essay „Vagabundierendes Denken in einer schraubenförmigen Welt“ bereits

erwähnt habe), da wir uns (speziell mit Blick auf unsere Funktion als Lehrer) einig waren, dass es einen „kategorischen Imperativ“ geben müsste der Art, dass jeder (und nicht nur Schüler) sich selbst gegenüber in der Verpflichtung sähe, sich zu bemühen, das eigene Potential zu verwirklichen. Nichts anderes wird auf der exzentrischen Bahn von jedem von uns erwartet (vgl. hierzu auch meinen Text „Eigen-Sinn. Mut zu Wahr-Nehmungen“).

Die Erfahrung der Ent-Täuschung ist also beim Wort zu nehmen, und es gilt, in jeder Krise das Potential zu einer Persönlichkeitsveränderung qua Bewusstseinerweiterung zu sehen. Nach dieser Vorstellung müsste man Krisen der oben beschriebenen Art sogar mutwillig (denn es bedarf des Willens, diesen mutigen Weg zu gehen) aufsuchen.

Mit dieser Quintessenz beenden wir unser heutiges Gespräch, wohl wissend, dass, was wir da „dem Menschen“ zumuten, angesichts der bloß verständigen Grundeinstellung der allermeisten (noch) reine Utopie ist, die von uns allerdings als konkrete, d.h. prinzipiell zur Verwirklichung taugende, angesehen wird, zumindest, was die Krisen des Bewusstseins angeht. Ungeklärt bleibt die Situation in den Fällen, da die Krise nicht nur eine des Bewusstseins ist, sondern lebens-bedrohlich wird (mit Abstufungen z.B. beim Verlust des Berufes oder eines Partners oder bei Krankheit). Hier gilt es hinsichtlich der Beurteilung zu differenzieren. Bei sog. Kinderkrankheiten, so anstrengend deren Bewältigung auch ist, ist man sich einig, dass sie, wenn überstanden, einen Entwicklungsschub des Kindes zur Folge haben. Wie aber steht es, wenn die Krankheit wirklich lebensbedrohlich ist? Auf diese Frage können und wollen wir an diesem Nachmittag keine Antwort geben. Es sind pädagogische Überlegungen, die uns bewegen, mehr nicht. Deren Anspruch, soll er Realität werden, ist schon hoch genug.

Am 3. August 2020 beginnt eine Phase meines Lebens, bei der ich eine Antwort auch auf diese Frage werde geben müssen. Ich habe einen Nachsorgetermin hinsichtlich meiner vor zwei Jahren durchlittenen Krebserkrankung, und was zunächst noch harmlos aussieht (eigentlich sieht es bis auf wenige erhöhte Blutwerte gut aus), entpuppt sich in den nächsten vier Wochen mit quälenden Untersuchungen und Krankenhausaufenthalten als Rezidiv, und nun ist guter Rat teuer, denn mein Alter und meine o.e. Blutwerte lassen eine erneute Chemo-Behandlung nicht zu. Ignorieren kann man es aber auch nicht, und das ist der Moment, da ich in ein tiefes Loch falle. Der Zustand ist jetzt lebens-bedrohlich, und unter diesem Aspekt erscheint mir unser Sommer-Gespräch doch als allzu naiv und oberflächlich.

Ich tue in dieser Situation das, was wohl jeder tun würde, auch wenn die Kräfte spürbar nachlassen : ich suche Rat. Eine Gesprächstherapie (ich hätte nie gedacht, dass ich mich überhaupt jemals auf so etwas einlassen würde) wird nach der 2. Sitzung von mir als nicht hilfreich abgebrochen; Ärzte sind in der Corona-Krise generell überlastet und damit schwer erreichbar, und die Hoffnung, dass irgendwer mir helfen könnte, schwindet auf eine bedrohliche und damit beängstigende Weise. Ich fühle mich in meiner Hoffnungslosigkeit allein gelassen und das Drohgespenst eines vorzeitigen Endes steht im Raum. Ich greife nach jedem Strohalm, während meine Lebensfreude, ja mein Lebensmut sinkt. Hier zeigt die Krise unerbittlich ihre rein negative Seite. Es ist kein „Sommermärchen“ mehr in Sicht, keine Hoffnung gebende Utopie. Was also tun ?

Ich greife zu schriftlichen Rat-Gebern, finde aber - vor allem im Netz - nur mich deprimierende Beiträge oder unglaubwürdige Heilsversprechen. Da erinnere ich mich, von meiner Frau angeregt, an frühere Erfolge mit autogenem Training, und ich forsche in meinem Bücherschrank, um einen vielleicht die Wahr-Nehmung positiv beeinflussenden Ratgeber zu fassen. Wie oft - so hat die Erfahrung gezeigt - greift man wahllos zu und ist hinterher

erstaunt, dass es eine gute Wahl war. Mein Interesse wird geweckt bei einem behaupteten „Selbsthilfeprogramm“ der Autoren Kruse und Pavlekovic.

„Selbsthilfe“ klingt schon wie ein lange nicht mehr gehörtes und vergessenes Zauberwort. Ich fange an zu lesen und finde auf S. 12 die Überlegung, die meine Blickrichtung ändert. Falsch sei es, so heißt es da, sich permanent im Gedankenkreis der Krankheit zu bewegen, nach deren Ursachen und eigenen Fehlern zu forschen. Der Blick zurück hilft nicht, aus dem Loch, in dem man feststeckt, herauszukommen. Richtiger sei es, nach vorne zu schauen und sich zu fragen, welche Ziele man noch verwirklichen wolle, und aus deren intendierter Zielsetzung Kraft, Mut und Aktivität zu schöpfen; deren Vorstellung werde zum Ausgangspunkt der Veränderung : „Die Annahme, daß die unser Handeln formende Kraft mehr aus der lebhaften Zielvorstellung entspringt, steht in Übereinstimmung mit psychologischen Erkenntnissen. Dabei geht es keineswegs darum, Probleme durch Verdrängung zu überspielen, sondern es wird davon ausgegangen, daß die Beschäftigung mit Lösungen eine andere Motivation und Kraftentfaltung erzeugt. Die Aufmerksamkeit wird von einem ‚weg von‘ auf ein „hin zu“ gerichtet.“ Der Leidende („Patient“) wird zum aktiven Gestalter. Verblüffend einfach gedacht, und es tut seine Wirkung bei mir. Die Chance der eigenmächtigen Perspektive in einer Situation, die wenig Hoffnung hatte, wirkt bei mir so radikal, daß ich meine eingefleischten Vorurteile gegen „psychologische Erkenntnisse“ vergesse. Ich fange an, nach-zu-denken, welche Vielfalt von Vorstellungen mir vordem zu eigen war, er-innere mich und treffe unter ihnen eine praktikable Auswahl und Rangfolge. Was ich in den letzten 4 Jahren seit meiner Pensionierung nicht geschafft habe, nimmt jetzt konkrete Formen an. Es klart sich auf.

Dort, wo vorher Dutzende von Interessen, die für die Zeit der Pensionierung aufgehoben worden sind und die sich einen Wettstreit um Beachtung lieferten, der im Ergebnis eher lähmend war und viel Konzentration und Zeit kostete, dort gibt es jetzt - aus der Not, besser aus der Not-Wendigkeit heraus - klare Orientierungen als Bausteine für eine eigen-willige Zukunft. Das macht Sinn und gibt Hoffnung und Vertrauen in die zu erwartende medizinische Behandlung, die vorher so frag-würdig erschien.

Dieses reale Beispiel einer Krisenbewältigung, die zum Gewinn einer selbstbestimmten Handlung führt, soll nun nicht die Botschaft tragen, dass es erst einer Krankheit bedarf, um einen solchen Weg zu finden. Aber es bestätigt in meinen Augen die Hoffnung des vagabundierenden Denkens, dass sinnvolles Nach-Denken und Suchen nach Anregungen, einer anderen Perspektive, gerade auch in Extremsituationen Wirkung zeigt. Die Krise hat ihren bedrohlichen Stachel verloren und zeigt sich unter einem ganz anderen Hin-Blick. Ein neuer Weg mit einer heilenden Sinn-Gebung tut sich auf.

Allerdings sollte dieser, um meinem Verständnis von vagabundierendem Denken zu entsprechen, sich sinnvoll in den bisherigen Lebens-Weg eingliedern. Ein „hin zu“ bedarf der vorgängigen Auseinandersetzung mit dem Wunsch „weg von“ - das gilt für alle Stufen auf der „exzentrischen Bahn“. Die Blick-Wende geschieht nicht ex nihilo, sondern der Blick er-innert das Woher und reflektiert, was an der bisherigen Ausprägung des Blicks unzureichend war. Aus der Reflexion über dieses Unzureichende resultiert („wird“, wie Hegel sagt) die Ausprägung des neuen Blicks. Hegel spricht, diesen dialektischen Vorgang erläuternd, von einer „bestimmten Negation“ : die neue Wahr-Nehmung, der neue „Halt“, setzt sich aus den negativen Erfahrungen mit der alten und zugleich aus deren natürlich auch vorhandenen positiven Momenten auseinander (schließlich war die nunmehr zu überwindende Wahr-Nehmung ihrerseits schon Resultat einer langen Reflexionsreihe).

Ich will es - diese Gedanken abschließend – mit Hesse sagen : *Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden*. Das Zitat stammt aus seinem Gedicht *Stufen* und ver-sinn-bild-licht den reflektierten Gang auf der exzentrischen Bahn unseres Lebens.